

Spezialliteratur, obwohl diese zumeist in der (sehr gründlichen) Bibliografie aufgeführt ist: in der Forschungsgeschichte etwa die Behandlung von W. Dietrich/C. Link, *Die dunklen Seiten Gottes*, Bd. 1, Willkür und Gewalt; bei den Ausführungen zum Zornesbecher (231–235) die von M. Dubach, *Trunkenheit*; bei der Analyse von Jes 24–27 die von S. A. Nitsche, *Jesaja 24–27*. Ein dramatischer Text, bei Jes 36–39 die von C. Hardmeier, *Prophezie im Streit vor dem Untergang Judas* (fehlt auch im Literaturverzeichnis). Bei der Bearbeitung von Jes 40–55 kommen die gewichtigen Kommentare von K. Baltzer und H.-J. Herisson auffallend kurz; diese beiden Namen tauchen in den Fußnoten je elfmal der von U. Berges hingegen 51-mal.

Inhaltlich, mit Blick auf das schwierige Thema göttlicher (Kriegs-) Gewalt, ist das Buch sehr wohl hilf- und ertragreich. O. differenziert genau, wo und warum und wie Jhwh in geschehene oder erwartete kriegerische Vorgänge einbezogen wird – und wo und wie nicht. Wichtig ist seine Erkenntnis, dass Jhwh aus besonders zessiven Gewaltdarstellungen offenbar bewusst herausgehalten und dass nirgendwo das Gottesvolk zur Anwendung kriegerischer Gewalt ermutigt und ermächtigt wird. Gleichwohl könnte man sich hier und da eine deutlichere Distanzierung von den oft doch erschreckend gewalttätigen Gottesbildern vorstellen. Die »blutroten Fäden«, die sich durch das gesamte Jesajabuch ziehen (183, 323), machen zumal in ihrer gebündelten Darstellung durch O. doch einigermaßen beklommen.

Das Buch ist sorgfältig gearbeitet und gestaltet. Gleichwohl sind gelegentlich Fehler unterlaufen oder stehen geblieben, die sich vielleicht bei Gelegenheit noch beheben lassen: 29: an der Tagesordnung stehen; 57: als gezüchtiger Körper darstellen; 103: Menschen stäuben auseinander; 108: Jhwh erscheint als Feldherrn; 109: Besitz ergreifen auf; 113: wie ein Abrechnung; 175: »gelänge« statt »gelangte« (allerdings in einem Zitat); 177: diejenigen, zu dessen Gunsten; 181: er befiehlt nicht fremde Soldaten; 188: jeden Handeln; 188: 2 Sam 15 statt 1 Sam 15; 351: falsche Reihenfolge bei Hartenstein-Hardmeier und Herrmann-Herisson.

Alles in allem ist dies eine verdienstvolle Arbeit, die man mit Gewinn studiert.

Bern

Walter Dietrich

Redd, John Scott: Constituent Postponement in Biblical Hebrew Verse. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2014. XII, 155 S. m. Abb. = Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes, 90. Kart. EUR 68,00. ISBN 978-3-447-10199-8.

John Scott Redd lehrt als Alttestamentler am Reformed Theological Seminary in Washington, DC. In seiner linguistischen, technisch anspruchsvollen Studie zum Bibelhebräischen untersucht er die Position von grammatikalischen Konstituenten innerhalb der Verbalsyntax. Insbesondere richtet sich sein Augenmerk auf in poetischen Texten feststellbare Abweichungen bzw. Verschiebungen (*postponement*) gegenüber der (in Prosa) üblichen Reihenfolge: Verb – Subjekt – Objekt(e). Dazu sichtet er die methodischen Zugangsweisen der Hebraistik und klassifiziert mit den Labels »traditionell« (u. a. Brockelmann, Ewald, Gesenius), »typologisch-funktional« (u. a. Andersen, Heimdinger, Moshavi, van der Merwe) und »generativ« (DeCaen, Holmstedt) drei Hauptrichtungen. Anschließend werden, bezogen auf die Subthematik der Satzstellung, Studien von drei Forschern (die weithin der typologisch-funktionalen Richtung zugehören) erörtert: Michael Rosenbaum (1997), Walter Groß (1996; 2011) und Nicholas Lunn (2006).

Nach R. sind Satzeinheiten (*clauses*) mit zwei Satzkonstituenten vor dem Verb (Groß redet von einem »doppelt besetzten Vorfeld«) als Abweichung bzw. Verfremdung einzustufen (unabhängig davon, ob diese sich als bedeutungshaltig erklären lässt oder nicht). Im Blick auf das Verb-Vorfeld werden grammatikalische Entitäten,

die als syntaktisch notwendig gelten (Valenz) von optionalen unterschieden (Differenzierung zwischen »complements« und »adjuncts«). Die Untersuchung basiert auf folgenden Texten: Gen 49; Ex 15; Num 23–24; Dtn 32–33; Jud 5; 2Sam 1; Jes 40–48; Hab 3; Zeph 1–3; Sach 9; Ps 1–25; 78; 106–107. Es handelt sich dabei weithin um Texte, die ganz oder zumindest teilweise auch den ähnlichen Studien von O'Connor, Rosenbaum und Lunn zugrunde liegen (so dass ein Vergleich der Einschätzungen möglich wird).

Im ersten Analysedurchgang werden die Fälle mit zwei oder mehr syntaktischen Konstituenten vor dem finiten Verb, also der Nachstellung des Verbs gegenüber nominalen Satzkonstituenten, erhoben und klassifiziert. Elemente, die nicht im engeren Sinn zur Satzstruktur gehören (*casus pendens*, Adverbialien, Diskursmarker), werden ausgeklammert. Von den insgesamt über 2800 erhobenen Verszeilen ergeben sich 514 für die Untersuchung relevante Satzeinheiten mit finitem Verb. Darunter finden sich 94 Fälle mit dem Verb in dritter oder vierter Position (18,3 %). Die Belege werden samt Analyse der jeweiligen Satzstruktur tabellarisch gelistet. Als häufigste Kategorie (57,4 %) findet sich die Abfolge: Nominalphrase (NP) – Präpositionalphrase (PP) – Verb (V), gefolgt von: PP – NP – V (23,4 %). Bei den Konstituenten in Erststellung handelt es sich in 42,6 % der Fälle um das Subjekt, in 24,5 % der Fälle um das (direkte) Objekt, in den weiteren Fällen um andere grammatikalische Einheiten. In der Poesie ist dieser Sachverhalt zwar nicht die Regel, aber doch relativ häufig. Vermutet wird eine größere Häufigkeit in späteren Texten.

Die zweite Analyse gilt einem Phänomen, das bisher in der Hebraistik kaum Beachtung gefunden hat, nämlich der in der Poesie konstatablen Abweichung von Subjekt (S) und Objekt (O) von der (in der Prosa) üblichen Wortstellung im Nachfeld des Verbs. Für einige Beispiele lässt sich die »Längeregel« anführen, nämlich die Tendenz, längere Satzkonstituenten am Ende zu platzieren. Konfigurationen mit Subjekt-Verschiebungen nach hinten (V – O – S und V – PP – S) finden sich bei 242 Satzeinheiten innerhalb des untersuchten Korpus in 30 aufgelisteten Fällen (12,4 %). Varianten dieses Satzmusters werden genannt, dazu Faktoren und der Einfluss der Pragmatik (Fokussierung) diskutiert. Verschiebungen des (direkten) Objekts (Platzierung hinter PP) liegen bei 289 Einheiten in 52 Fällen (18 %) vor.

Insgesamt gesehen erweisen sich die aufgeführten Verschiebungen bzw. Nachordnungen (*postponement*) gegenüber der üblichen Abfolge im Satz als Ausdruck einer in der Verdichtung feststellbaren größeren syntaktischen Flexibilität bzw. Freiheit, die als Verfremdung (*defamiliarization*) bezeichnet wird. Dabei zeigt die Statistik, dass das Phänomen innerhalb der parallelen Verszeilen (im Bikolon) in etwa gleich ist. Auch Einflüsse und Gründe anderer Art sind nicht hinreichend für schlüssige Aussagen.

Die Studie zeichnet sich aus durch eine methodisch abgestützte, sorgfältige Erhebung des Phänomens der Wortstellungen in einem für statistische Aussagen hinreichenden Korpus ausgewählter bibelhebräischer Passagen. R. legt Schwierigkeiten offen, etwa die Abhebung eines konstitutiven von einem optionalen Satzelement oder die fehlenden Überprüfbarkeit durch »native speakers«. Mehrfach wird zwar auf pragmatische, funktionale und poetologische Momente hingewiesen, gleichwohl verbleibt die Studie weithin im Bereich der Grammatik (Syntax). Diesen Umstand kann man als Stärke wie als Schwäche in Anschlag bringen. Die Stärke liegt darin, dass ein solides Datengerüst erarbeitet wurde, das als Ausgangsbasis für weitere Forschung dienlich ist. Die Schwäche liegt nach Ansicht des Rezensenten in der Taxonomie, nämlich der weitgehenden Beschränkung auf die Syntax (ähnlich wie bei O'Connor). Die Poetizität, welche die Syntax überlagert und über sie hinausreicht, scheint zu wenig reflektiert. Zeichnet

sich die (bibelhebräische) Versdichtung dadurch aus, dass auch ihre Sprachgestalt Bedeutung generiert (vgl. Jakobson und Lotman), so ist nach der Semantisierung und Funktionalität der erhobenen Phänomene im Ensemble der poetischen Texte zu fragen. Damit wäre freilich eine Überschreitung von der Sprach- zur Literaturwissenschaft verbunden. Insofern hört die Studie dort auf, wo es interessant zu werden anfängt – so jedenfalls nach Meinung desjenigen, der linguistische Phänomene nach ihrem Ertrag für das bessere Verstehen von Texten befragt.

Linden BE

Beat Weber

Neues Testament

Allison, Jr., Dale C.: James. A Critical and Exegetical Commentary. London u. a.: Bloomsbury T & T Clark 2013. XLIX, 790 S. = The International Critical Commentary on the Holy Scriptures of the Old and New Testaments. Geb. US\$ 130,00. ISBN 978-0-567-07740-0.

Der massive Jakobus-Kommentar von Dale Allison schlägt derzeit wohl alle Rekorde, was die Ausführlichkeit, Gründlichkeit und Breite der Darstellung von Einzelproblemen zum Jakobusbrief betrifft. Er hat im ganzen 20. Jh. kaum seinesgleichen und wird auch für das 21. Jh. auf lange Sicht Maßstäbe setzen. Einen besonderen Akzent setzt A. mit seiner sehr breiten, auch Entlegenes heranziehenden und auswertenden Aufarbeitung und Darstellung der Auslegungsgeschichte des Briefes, aus der er relativ ausgewogen altkirchliche und mittelalterliche Zeugnisse ebenso wie die Auslegungen der Reformatoren zur Sprache bringt, solche aus der Entstehungszeit der kritischen Bibelwissenschaft im 18. oder der »erwecklichen« Bibelauslegung im 19. Jh. ebenso wie religiös-praktisch oder sozialgeschichtlich orientierte Auslegungen aus dem 20. Jh. All diese Stimmen werden nicht nur bibliographisch nachgewiesen, sondern auch oft in Textauszügen dokumentiert und knapp kommentierend eingeordnet. Allein die Arbeitsleistung, die hinter dieser Materialsammlung und -aufbereitung steht, verdient höchste Anerkennung.

A. war international zunächst in der Reihe »The International Critical Commentary«, die als Flaggschiff englischsprachiger Bibelwissenschaft gelten kann, mit einem dreibändigen Matthäus-Kommentar hervorgetreten (mit W. D. Davies, Edinburgh 1988, 1991, 1997). Darüber hinaus hat er sich in der Q- und Jesus-Forschung einen Namen gemacht. Dass die Jakobusforschung mit der Matthäus-, Q- und Jesus-Forschung (dazu nicht selten auch mit der zur Didache) eine Liaison eingeht, zeigt sich in jüngerer Zeit häufiger (vgl. die Arbeiten von Scott McKnight, John Kloppenborg, Joel Marcus, Peter Tomson, Matthias Konradt oder auch die jüngste Monographie von Susanne Luther zur »Sprachethik im Neuen Testament«, Tübingen 2015). Es ist erfreulich zu sehen, wie die theologischen Vorurteile gegen den Brief, die einer gründlichen Auseinandersetzung mit ihm lange Zeit im Wege standen, in der jüngeren Forschung der intensiven Auseinandersetzung mit seiner Sprachgestalt, seinen religiösen und ethischen Ideen, seiner Bedeutung für die frühchristliche Literaturgeschichte und seinem theologischen Anspruch gewichen sind.

Der Kommentar von A. folgt keinem speziellen methodischen Ansatz, zeigt gleichwohl neben der Einbeziehung der Interpretationsgeschichte weitere charakteristische Merkmale und setzt eigene Akzente, auf die sich die folgende Besprechung konzentrieren

muss. In der Verfasserfrage entscheidet sich A. nach sorgfältiger Prüfung von pro und contra gegen die Abfassung durch den Herrenbruder und für ein Pseudepigraphon aus dem 2. Jh. (3–32). Eine wichtige Rolle spielt dabei die in der jüngeren Diskussion stärker berücksichtigte Problematik der schwachen und späten äußeren Bezeugung des Briefes in der christlichen Literatur des 2. Jh.s (die handschriftliche Bezeugung setzt erst im 3. Jh. ein). Auch hinsichtlich der Einbindung in den neutestamentlichen Kanon ist der Befund durchwachsen. Abhängigkeiten zu frühchristlichen Schriften außerhalb des Neuen Testaments bis 150 n. Chr. lassen sich kaum sicher nachweisen. Das Verhältnis zum »Hirten des Hermas« kann nicht eindeutig beurteilt werden (Liste der Parallelen: 20–22). Zieht man die Möglichkeit in Betracht, dass der Hirte den Jakobusbrief benutzt hat, kommt man auf ein Abfassungsdatum spätestens um 120.

Unter der Überschrift »Sitz im Leben« diskutiert A. vor allem die Frage nach den Briefadressaten (32–50). Ausgehend von ihrer Bezeichnung als »zwölf Stämme in der Diaspora« (1,1) hält er zunächst fest: »there is no sign of a Gentile audience« (33). Freilich finden sich ebenso wenig explizit »christliche« Züge (zu 2,1 s. gleich), und »the Jewish ethos is ubiquitous« (ebd.). Aus diesem ambivalenten Befund entwickelt A. seine These, das Schreiben richte sich an Jesus-Anhänger, die ihre eigene Gruppe noch nicht grundsätzlich im Gegensatz zu jüdischen Gruppen definiert hatten und sich noch in der Synagogengemeinschaft aufhielten: »our book emerged from a Christ-oriented Judaism, from a group that still attended synagogue and wished to maintain irenic relations with those who did not share their belief that Jesus was the Messiah« (43). Anknüpfend an eine starke Forschungstendenz, nach welcher die Grenzen zwischen »Juden« und »Christen« (die Begriffe sind für diese Zeit ohnehin anachronistisch) noch bis weit in das 2. Jh. hinein alles andere als klar definiert und markiert waren, vertritt A. also die Ansicht, dass der Jakobusbrief eine »christliche« Gruppe repräsentiere, die noch um ihren Platz in der Synagoge kämpfte. Diese Gruppe erhoffte sich offene Ohren für ihre eigenen Überzeugungen über Jesus Christus auch bei »nicht-christlichen Juden«. Der Brief kann demnach als eine Art Apologie verstanden werden. Er wendet sich an Juden, zu denen sowohl solche gehören, die die Überzeugungen des Autors über Jesus teilen, als auch solche, die das nicht tun (48).

Mit dieser Sicht der Intention des Briefes hängt eine textkritische Entscheidung zusammen, die A. nicht in der Einleitung, sondern erst in einem eigenen Exkurs zum Stück ausführlich begründet (382–384), wenngleich er sie bei seiner Argumentation zum »Sitz im Leben« schon voraussetzt. In 2,2 hält er ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ für textkritisch sekundär (im Unterschied zum Briefpräskript, wo A. an καὶ κυρίου Ἰησοῦ Χριστοῦ als ursprünglich festhält). In der Tat wirkt die Formulierung in 2,1 überladen und grammatisch unklar (vor allem hinsichtlich des Bezugs der Wendung τῆς δόξης am Ende). Andererseits wird die Auslassung durch den handschriftlichen Befund nicht gestützt und hat mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dass sie eine »Verschlimmbesserung« jeder anzunehmenden Textvorlage voraussetzt. M. E. reichen die Argumente für eine solche Konjektur nicht aus, wenngleich einzuräumen ist, dass A. erneut auf die Schwierigkeiten des überlieferten Textes hingewiesen und seinen eigenen Vorschlag nicht nur mit seiner These zu den Briefadressaten, sondern textkritisch begründet hat.

Zu den Quellen des Briefes (51–71) rechnet A. an erster Stelle die Schriften Israels (51: nach biblischen Schriften geordnete Tabelle mit Hinweis auf die Jak-Stellen), wobei er nicht einzelne Schriften wie Sir einseitig hervorhebt (so etwa Frankemölle in seinem Kommentar), sondern die ganze Breite des Schriftbezugs nach Herkunft und Verwendungsweise herausstellt (Zitate, Anspielungen, »biblische Textur«, Septuaginta-Sprache). Rezipiert wurden die Schriften Israels auf der Überlieferungsstufe und in der Gestalt, die sie im Frühjudentum erlangt hatten. Deshalb werden auch außerbiblische frühjüdische Schriften als Quellen wichtig (besonderes